

dtv

Durch die Enteignungen nach dem Zweiten Weltkrieg hat die als »bourgeois« verfeimte Familie des jungen Fabrikantensohns Clemens aus Schäßburg in Siebenbürgen alles verloren: Die herrschaftliche Villa mußte die Familie räumen, der Vater ist im Gefängnis, die Mutter verschollen. Der junge Mann arbeitet als Schichtarbeiter in der Ziegelei und in der Porzellanfabrik, schlägt sich als Schäfer durch. Es gilt, in den absurden neuen Verhältnissen seinen Platz zu finden. Als Clemens der Rumänin Rodica begegnet, sprengt die Liebe alle Grenzen. Gemeinsam mit Rodica macht er sich auf eine Reise von Siebenbürgen bis ins Banat. Eine Reise, die zum Höhepunkt ihres Zusammenseins werden sollte, aber ganz anders verläuft als erwartet.

Mit seinem vielschichtigen Roman – nach ›Der geköpfte Hahn‹ und ›Rote Handschuhe‹ das dritte epische Panorama aus einem Land abseits der europäischen Wahrnehmung – ist dem siebenbürgischen Pfarrer und Schriftsteller erneut ein Sprachkunstwerk von Rang gelungen, in dem er das Schicksal der nach Rumänien ausgewanderten Sachsen und Schwaben aufleben läßt.

*Eginald Schlattner*, 1933 in Arad geboren, aufgewachsen in Fogarasch am Fuße der Karpaten. Studierte evangelische Theologie, Mathematik und Hydrologie. 1957 wurde er verhaftet und wegen »Nichtanzeige zum Hochverrat« verurteilt. Nach seiner Entlassung arbeitete er als Tagelöhner in einer Ziegelbrennerei, später als Ingenieur. 1973 nahm er sein theologisches Studium noch einmal auf und ist seit 1978 Pfarrer in Rosia (Rothberg) bei Hermannstadt.

Eginald Schlattner  
Das Klavier im Nebel

Roman

dtv

Von Eginald Schlattner  
sind bei dtv außerdem erschienen:  
Der geköpfte Hahn (12882)  
Rote Handschuhe (13045)

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



4. Auflage 2017  
2007 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags Wien  
© 2005 Paul Zsolnay Verlag Wien  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung  
eines Fotos von gettyimages/Geoffrey Clifford  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13617-4

Für Cristina,  
die Liebe eines Sommers,  
die Trauer eines Lebens.

*Pentru C. R.  
Iubirea dintr-o vară,  
durerea de o viață.*



# I

## Die Austreibung

### I

»Diemrich«, rief Herr Kuno Konrad Rescher in das Coupé Zweiter Klasse, in dem eine blaue Lampe brannte. »Hier ist Siebenbürgen zu Ende. Aber noch beginnt das Banat nicht. Schlimm, wenn etwas zu Ende ist und nichts hat begonnen. Seht, die berühmte Burg von Diemrich!« Der kleine Mann winkte vom Fenster her. Draußen tobte die Nacht. Es war stockfinster.

Clemens mimte Neugier. Mit Nachdruck riß er die Augen auf und trat zum Onkel. Und erkannte mit Grausen, wie sich die verwachsene Gestalt in der Glasscheibe als Vexierbild spiegelte, wie die Konturen ins Groteske wechselten.

Die Stimme des Onkels überschlug sich: »Konradine, Kuni- gunde, Kunolf, meine heißgeliebten Kinder, und du, Clemens, seht! Die Burg dort oben, eine königliche Grenzfestung, jetzt eine Ruine.«

Die jungen Leute schreckten auf, wischten sich schlaftrun- ken die Augen, während sich der Rufer in der Nacht auf die Fußspitzen erhob und das Schiebefenster herabzerzte. Im Zug- wind begann der Vorhang zu knattern, die Luft wühlte die Haare der Mädchen auf. Alle fröstelten. Der Vater schüttelte die Mädchen, die engumschlungen gedöst hatten. »Konradine, Kunigunde!« Versuchte es beim Buben: »Kunolf, mein einzig geliebter Sohn!« Er zog ihm das Plaid weg. Der Sohn setzte sich auf.

Das eine Mädchen knurrte: »Laß uns in Ruh, Vatter, stoß das Fenster zu.«

Die andere murmelte: »Er weiß doch, daß wir diese verdrehten Vornamen nicht ausstehen können.« Sie selbst nannten sich Kuny und Kony. Beide kehrten sich ab, sanken zurück in die gepolsterte Ecke der Sitzbank.

Der Vater schaltete die Deckenleuchte an, gelbes Licht rieselte ins Abteil. »Nun also, ihr Buben! Leibhaftige Geschichte!« Doch Kunolf, der eine Bank allein besetzt hielt, legte sich zurück, zog das Plaid bis zur Nasenspitze und drehte sich zur Wand.

»Wie«, rief der Vater fast verzweifelt, »keinen interessiert Diemrich mit der sagenträchtigen Burg? Die eigenen Kinder wollen meine Geschichten nicht hören?«

Die Mädchen schlugen die Schürzen ihrer Dirndlkleider über die Köpfe. Konradine zischte: »Kein normaler Mensch sagt Diemrich, weder bei uns im Banat noch bei der Großmama in Schäßburg. Alle Welt sagt Deva.« Und steckte die Finger in die Ohren.

»Gewiß, ihr habt recht. Wie immer«, sprach der Vater zu den verhüllten Köpfen seiner Töchter. »Doch kühn durchs Weltall steuern die Gedanken, und die Bande kann niemand erfinden, damit man möchte die Gedanken binden. Bis 1876 hatte hierzulande jede Ortschaft einen deutschen Namen. Kaisertum Österreich!« Kummervoll winkte er ins tosende Dunkel hinaus. »Dort, ihr Buben, ihr Mädels, die Burg. Übriggeblieben ist allein der Kerker, ein Kellerloch, in dem der hochgelobte Reformator Franz Davidis seine fromme, aber zerrissene Seele ausgehaucht hat. Zu allen Zeiten hat man schuldlose Menschen hinter Gitter gesteckt. Dieser große Mann, er bleibt die Verkörperung eines echten Siebenbürgers, *homo transsilvanicus*: eine Mischung von Ungar und Sachse. Dazu hat er lateinisch und sogar rumänisch gesprochen, die Sprache der Jobagen, und hat sich in allen Konfessionen versucht, die damals in Mode waren, katholisch, lutherisch, calvinisch und

unitarisch. Allein bei uns in Siebenbürgen hat man die Unitarier nicht auf dem Scheiterhaufen gebraten!«

Clemens war zum Umfallen müde. Doch stand er zukommend neben dem Onkel am Fenster zur Finsternis.

In letzter Zeit war er darauf bedacht, Konflikte zu vermeiden. Vieles, was ihm seit Jahr und Tag zugestoßen war, hatte den Ruch des Doppelsinnigen, der Zweideutigkeit, war verquickt mit fatalen Ereignissen. Während dieser endlosen Fahrt vom siebenbürgischen Städtchen Schäßburg ins Banater Dorf Gnadenflor ließ er seinen Gedanken keineswegs freien Lauf, zwang sie zu Bocksprüngen. Versuchte zum Beispiel herauszufinden, welcher Gattung die Staude angehörte, die Gott der Herr hatte über Jona wachsen lassen, daß sie Schatten gebe seinem Haupt. Er wog ab, ob man Brennessel nicht besser mit drei n schreiben sollte wie zur Zeit der Großmütter; es sah zwar unästhetisch aus, bot sich aber von der Logik her an. Kniffligen Fragen des täglichen Lebens setzte er sich aus, nur um leidige Gedanken abzuwehren. Gelungen war es ihm, die mysteriöse Frage zu lösen, warum das Butterbrot immer auf die gebutterte Seite fiel.

»Hörst du überhaupt zu?« fragte der Onkel.

»Gewiß«, versicherte der Junge. Und sagte eifrig: »Die Unitarier, das ist so eine zweideutige Sache. Wenn ich recht weiß, stehen sie den Mohammedanern näher als den Christen.«

»Wieso?« fragte der Onkel verblüfft.

»Für den Islam wie auch für die Unitarier ist Jesus von Nazareth kein Sohn Gottes.«

»Was du nicht sagst. Stehen den Mohammedanern näher ... Kurios, man könnte die Sache auch so sehen. Ja, ja«, schloß der Onkel, »alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei. Aber merk dir eins fürs Leben: Mit einem Arsch kann man nicht auf zwei Hochzeiten tanzen.«

Onkel und Neffe nahmen neben den Mädchen Platz. Drüben auf der Polsterbank schief Kunolf, der Kronprinz, wie sich die Schwestern Kunigunde und Konradine mokierten;

frischgebackene Friseurin die eine, Kosmetikerin die andere. Vater Rescher kauerte in der Fensterecke, saß etwas schräg, um seinen Buckel bequem unterzubringen. Er schloß die Augen, lüpfte aber manchmal das rechte Lid, damit er die nächste Burg nicht verpaßte. Das wirkte so, als schlafe er bloß mit einem Auge. Einmal öffnete er wie aus Versehen den linken Augendeckel, erspähte den Neffen neben sich und sagte mit belegter Stimme: »Prima Idee, die Sache mit den roten Socken. Wie gut wir uns mit ihnen behelfen konnten.« Und seufzte: »Drei Jahre, seit dein Vater in seinem Loch schmort. 48, ein fatales Jahr ... Wie schwer es war, diesmal vorzudringen ...« Das Abteil versank im schummrigen Licht der Nachtlampe, während der Schnellzug im Stakkato der Schienenstöße auf Arad zustürmte.

Die roten Socken hatte Clemens seinem Vater Otto Rescher im letzten Augenblick zugesteckt, als den die Milizionäre aus seiner Villa Heliodor in Schäßburg abgeführt hatten. Eine Stunde zuvor hatte man den *dommule* Otto in der Direktionskanzlei seiner Fabrik festgenommen. Das war vor drei Jahren gewesen, am 11. Juni 1948, als man in der eben erst ausgerufenen Volksrepublik Rumänien die wichtigsten kapitalistischen Produktionsmittel mit einem Schlag verstaatlichte.

Die Idee mit den Socken stammte von der Großmutter. »Rot, wenngleich vulgär, ist heute eine beliebte Farbe. Niemand wird es dir verargen, mein lieber Otto, wenn du rote Socken zum Trocknen an das Gitter deines Zellenfensters hängst. Dann wissen wir wenigstens, wo wir dich in Kronstadt zu suchen haben.« Einer der Milizionäre hatte der alten Dame zugeflüstert: »*Se duce la Oraşul Stalin.*« Es geht nach Stalinstadt, für die Siebenbürger Sachsen nach wie vor Kronstadt. »Halt dich tapfer, mein Sohn. Wir werden anfangen müssen zu beten, das Vaterunser kann ich noch. Aber Gott wird sich deinetwegen keinen Fuß ausreißen. Er hat Wichtiges zu tun, heute, wo ein Sechstel der Welt unter die Knute der

Bolschewiken geraten ist. Bleiben die Amerikaner ... Die kommen gewiß, die überlassen uns nicht diesem gottlosen Gesindel!«

Frau Otilie hatte ihrem Sohn die Hand gereicht, ohne ihm übers Haar zu streichen, das sich lichtete. Otto hatte die Hand der Mutter mit den gefesselten Händen ergriffen und klirrend an die Lippen geführt.

Der Fabrikant Otto Rescher wurde zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. »Schon der Name genügt, um diesen kapitalistischen Blutsauger einzulochen«, hatte der *procuror militaris*, der Militärstaatsanwalt im Rang eines Majors, beim Prozeß gesagt. Und das Gericht hatte es geglaubt.

Nun schmückten die roten Socken ein Gitterfenster im obersten Stockwerk des Gefängnisses in Kronstadt. Das unappetitliche Gebäude erhob sich mitten in der Stadt auf einem Geländezwickel hinter dem Justizpalast, dort wo die Schwarzgasse in die Brunnengasse mündet, die *Strada Armata Roşie* in den *Bulevard Lenin*. Auf schwammigem Grund stand das Gefängnis, doch ohne zu schwanken. Hier, vor der östlichen Stadtmauer, hatte sich vorzeiten der Galgweiher erstreckt, wo die sächsischen Hexen geschwemmt worden waren.

Otto, der ältere der beiden Brüder Rescher, hatte Anfang der dreißiger Jahre die Fabrik übernommen. Die Sonnenblume wurde ihm zum Schicksal, nichts anderes beschäftigte ihn. Es gelang ihm, eine Sorte zu züchten, *Helianthus asexualis*, Warenname Heliodor, mit der er Rekorderträge einfuhr. Kuno dagegen war ein Tausendkünstler geworden. Er schob sein Schicksal auf den Anfang: »Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen, die Sonne stand zum Gruße der Planeten, bist also bald und fort und fort gediehen, nach dem Gesetz, wonach du angetreten ...« Als er angetreten war, hatte sich der Stand der Sonne zum Gruße der Planeten keineswegs als gedeihlich entpuppt. Das Kind versteifte sich im Mutterleib auf die Steißlage; es wurde eine Zangengeburt. Dabei hatte die Heb-

amme den Steiß mit dem Kopf verwechselt; ein Buckel war die Folge.

Nun, im Sommer 1951, war der Onkel Kuno Konrad undurchsichtiger Geschäfte wegen aus dem Banat nach Siebenbürgen gekommen. Seine drei erwachsenen Kinder verbrachten diese Ferienzeit in Schäßburg bei der Großmutter Ottilie Konstanze Rescher. Clemens hatte sich kurzerhand entschlossen, mit ihnen zurückzufahren; als Schwerarbeiter standen ihm drei Wochen Urlaub zu.

Schon bei der Begrüßung hatte Kuno Konrad verkündet, daß er diesmal zu seinem Bruder ins Gefängnis vordringen werde, »koste es, was es wolle«.

»Du wirst ja nicht das Gefängnis in die Luft sprengen?« fragte Frau Ottilie.

Zwei Tage darauf trafen sich der Onkel und Clemens zu früher Morgenstunde in Kronstadt. Die Sonne hatte sich noch nicht über den steilen Kamm des Zinnenberges geschwungen, aus dessen Tannenbestand man den Namen »Stalin« herausgehauen hatte. Clemens war am Vorabend in Schäßburg aufgebrochen und mit dem Fahrrad herbeigekommen, gute hundert Kilometer mit rasendem Dynamo, zuletzt durch den Geisterwald. Der Onkel dagegen war mit dem Frühzug von Fogarasch hergereist, wo er geschäftlich zu tun gehabt hatte, und nicht nur das.

Die beiden erkannten das bewußte Fenster schon aus der Ferne. Die roten Socken leuchteten in die rotbeflaggte Stadt Stalins. Doch beim Gefängnistor verweigerte man ihnen jede Auskunft, ja sogar das Lebensmittelpaket wies man zurück; von Besuchsstunde keine Rede. Und daß Kuno Rescher einen Buckel hatte, den er im Profil darbot, oder daß er in Gnadnflor/Milostiveşti/Dragoslave im Banat den dreistimmigen schwäbisch-rumänisch-serbischen Chor dirigierte, es machte dem Offizier vom Dienst keinen Eindruck; ebensowenig, daß er als Genosse auftrumpfte, die Nase hoch erhoben am vergitterten Türfenster beim Einlaß: »*Eu sunt un tovarăş!*« Er sei die

rechte Hand des Kulturheimdirektors Ferdinand Sofronie Buta, gewissermaßen verantwortlich für die sozialistische Um-  
erziehung der reaktionären Landbewohner durch Kunst und  
Kultur. Und daß er im Dorf Kinovorstellungen gab – es war  
die letzte Karte, die er ausspielte –, veranlaßte den Offizier  
bloß zu einer lauernenden Frage: »Gibt es bei euch überhaupt  
elektrisches Licht?«

Ein hastiges: »Nein, keineswegs. Aber es geht auch ohne,  
ich habe eine sozialistische Erfindung gemacht.« Selbst das  
interessierte nicht. Der Offizier verzog sich. Kuno Rescher  
konnte gerade noch an den Mann bringen, es sei ihm gelun-  
gen, Bienen als Haustiere abzurichten, so daß sie nach seiner  
Pfeife tanzten, ehe der Wachsoldat dem Bittsteller die Klappe  
vor der Nase zuschlug.

»So ekelhaft waren die noch nie«, flüsterte der Onkel, als  
er sich mit Clemens davonmachte. »Es braut sich etwas zu-  
sammen. Aber wir lassen uns nicht ins Bockshorn jagen. Merk  
dir: Schlägt man dir die Tür vor der Nase zu, so schlüpf durchs  
Schlüsselloch.«

In der Drogerie »Zur Rebellion der roten Möwen« am  
Ende der Portengasse, *Strada Republica Populară*, erstanden  
sie zwei Rasierspiegel mit schwenkbarer Scheibe. Nunmehr  
würde es für Kuno Rescher ein leichtes sein, dem inhaftierten  
Bruder die Neuigkeiten mit dem Morsealphabet in die Zelle  
zu funken. Mittels Spiegelfunk hatten sich die Brüder als Schü-  
ler verständigt, an den Nasen der Eltern und Lehrer vorbei.

Onkel und Neffe warteten, daß die Sonne höher stieg.  
Nach reiflichem Überlegen wählten sie als Ausgangspunkt  
für die drahtlose Telegraphie ein Dachfenster der Apotheke  
»Zum Eichhorn«, nunmehr *Farmacia Tableta Roşie*. »Fragt  
uns jemand, was wir hier suchen, dann sind wir vom volks-  
demokratischen Zivilschutz: Entrümpelung der Böden, wegen  
der Bedrohung durch anglo-amerikanische Flugobjekte. Nur  
forsch auftreten. Die Leute sind so durcheinander, seit der  
König weg ist, die glauben alles.«

Der eine Spiegel diente dazu, mit reflektierten Sonnenstrahlen die Nachrichten im Morsealphabet durchzugeben, der zweite war zur Irreführung der Leute auf der Straße gedacht: Unten auf dem Gehsteig hockte ein Zigeunerknabe, fuchtelte mit seinem Spiegel und überrannte mit Zickzackblitzen die naheliegenden Gebäude. Die Köpfe der Passanten fuhren herum, manche suchten den Himmel ab, einige riefen verzückt: »*Vin Americanii!*« Die Amerikaner kommen!

Oben wiederum ließ der Onkel den Rasierspiegel hin und her wippen. Geschickt lenkte er die Sonnenstrahlen in Stößen von ungleicher Dauer an den knallroten Socken vorbei in die Zelle, die sie als schwarzes Loch verschluckte.

Der Zug sauste die Mieresch-Au hinab gegen Arad zu. Die Trasse der Bahn folgte in leichten Schwüngen den Windungen des Flusses. Schwarz ist keine Farbe, sinnierte Clemens und blickte in die Schwärze der Nacht, die manchmal durchflirt war von Funken aus der Lokomotive. Vielmehr ein Loch, das Licht schluckt. So haben wir es in der Schule gelernt bei unserem Physiklehrer »Husch-husch ins Grab«. Die Nacht somit ein Loch, das alles Sichtbare verschlingt. Und schwarze Löcher im Weltall die Menge. Sie wirkten wie Staubsauger, vermutete man. Nicht nur Lichtstrahlen würden aufgesogen, selbst Himmelskörper und Sonnensysteme verschwänden darin. Daß das eine unbewiesene Theorie war, wengleich dem alten Laplace bereits vor zweihundert Jahren bekannt, störte ihn wenig. Er spürte sie, die schwarzen Löcher, sie knisterten unter der Haut. Unsere Erde rast in die ewige Finsternis, wie dieser Zug in die Nacht. Und alle Farben werden erlöschen. Keine Schamröte mehr, kein blutendes Herz.

Mit flatternden Händen funkten der Onkel und Clemens ihre Informationen in das schwarze Loch, das den ehemaligen Fabrikbesitzer verschlungen hatte. So konnte der gefangene

Otto Rescher hinter Gittern in Stichworten die Familienneuigkeiten erfahren, zum Beispiel, daß bei seiner Mutter, der Frau Ottilie, die Banater Enkelkinder Ferien machten. Doch noch wichtiger: »Mutter = WC!«

Das hieß im Klartext: In dem umgebauten Pferdestall, den die Partei Frau Ottilie zugewiesen hatte, nachdem die Reschers aus ihrer Villa hinausgeflogen waren, war es gelungen, ein Wasserklo zu installieren.

»Kolossal!« freuten sich die Strümpfe im Gittergeviert. Und fragten: »Wo WC?«

»In der Speisekammer.«

»Auch gut!« So mußte die Mutter nicht mehr in Reih und Glied mit den Arbeitern ihrer ehemaligen Fabrik ihre Notdurft verrichten, mangelhaft getarnt im nahen Sonnenblumenfeld. Zu hoffen war, daß die Genossen der Fabrikleitung Frau Rescher, obwohl eine notorische Klassenfeindin, auf Dauer im Stall wohnen lassen würden, vielleicht bis an das Ende ihrer Tage.

Der ehemalige Kutscher und Hausmeister Arpád Keleti, ein Ungar aus Keresztur, nunmehr Aktivist der Partei, der bei der alten Dame in ihrer neuen Behausung ein und aus ging, ja selbst zum Tee erschien, hatte zustimmend gepoltert: »Wasserklosett! Wird erlaubt von die Partei. Partei is Mutter von alle guten Dinge.« Ein WC sei eine Investition auf die glorreiche Zukunft des Sozialismus, ein Segen für Kinder und Kindeskinde. Den Proletariern sei ehedem in kalten Wintern das Arschloch zugefroren. Auch diese würden mit der Zeit ein Wasserklosett bekommen, wiewohl es eine Erfindung englischer Plutokraten sei.

Daß die Mutter noch immer ihre Zigarillos rauchte, hatte der Vater offenbar verstanden; der rechte Socken wechselte seinen Platz.

Und daß der Sohn Clemens Urlaub im Banat machen würde, war eine weitere freudige Nachricht. Der rote Socken hüpfte ein Eisenquadrat weiter. Die beiden erblickten die Fin-

gerspitzen des Arrestanten am hochgelegenen Fenster, ein abgehacktes Stück seiner Leiblichkeit.

Bei den ersten Worten des nächsten Satzes: »Von deiner lieben Frau Alma Antonia, armer Otto, leider wie gehabt ...«, fielen die Strümpfe ins schwarze Loch, was die Funkamateure als Absage deuteten. Der Onkel senkte sofort den Rasierspiegel wie eine Fahne auf Halbmast. Während er aus der Dachluke nach unten lugte – er balancierte auf einem Reisekoffer, seinen Höcker hatte er zur Sicherheit an den Fensterrahmen der Dachgaube gestemmt –, forderte er den Neffen auf: »Sag auch du ein paar Worte.«

Clemens überlegte. Von der Mutter wünschte der Vater nichts zu hören. Die Sache mit Petra und Isabella, auch das war nichts für ihn, eine langwierige und unentwirrbare Geschichte, und von dem Mädchen am Meer mit den Blumen wie Schwerter wußte niemand, vielleicht nicht einmal Gott selbst ... Ferner: daß er als Sohn eines enteigneten Kapitalisten und verurteilten politischen Hooligans, nachdem er als Ziegelbrenner begonnen hatte, in der noblen Porzellanfabrik *Aurora Purpurie* Arbeit gefunden hatte und langsam aufstieg, ja, und daß er sich mit Müh und Not ins rumänische Abendlyzeum hatte einschreiben können, wußte der Vater von früheren Unternehmungen. Da Clemens von den Morsezeichen nur eines gut beherrschte und ohnehin eine lecke Seele in seiner Brust wohnte, funkte er SOS. Mit dem Handteller zerhackte er die Sonnenstrahlen, dreimal rasch und dreimal langsamer und wieder dreimal rasch: »Rettet unsere Seelen!« Ob die Botschaft den Vater erreicht hatte? Die roten Socken zeigten sich nicht.

Zum Abschied vermeldete der Onkel: »Adieu, adieu, lieber Otto, Kopf hoch, Johannes, tröste dich: Reichtum ist der Güter höchstes nicht. Auf Wiedersehen, wenn nicht hier, dann anderswo. Bei Gott ist kein Ding unmöglich.«

Beruhigend war, daß die Strümpfe aufzuckten, um in rasendem Tempo kundzutun: »Capisto! Bin wunschlos glücklich!«

Wunschlos glücklich, das war doch leeres Gerede. Ist man glücklich, hängt einem der Himmel voller Wünsche. Clemens spürte Kunys Körper. Sie war von ihrer Schwester weggerutscht und suchte seine Nähe. Das Mädchen fröstelte, bibberte. Er nahm seine Windjacke, in die er sich eingewickelt hatte, und breitete sie über ihren Unterleib. Darauf zog er seine Beine in die Höhe, umschlang sie mit den Armen und spannte den Wollpullover über die nackten Knie. Er kauerte steif auf der Bank, ganz für sich. Der Himmel hängt dir voller Geigen, nicht voller Wünsche, verbesserte er sich. Doch es ist dasselbe in Grün: Geigen, Wünsche ...

Auf Zehenspitzen waren die beiden Verschwörer die Treppen hinabgeschlichen. Unten im Flur knipsten sie jedes Stäubchen von ihren Kleidern. Den Zigeunerknaben schickten sie weg, nachdem der Onkel ihm eine Silbermünze in die Hand gedrückt hatte, mit dem Bildnis des Königs, der seit gut drei Jahren außer Landes war. Zum Schein traten sie in die Apotheke und verlangten Koprol, das Abführmittel mit der beliebten Werbegravur: Ein Mann mit Zipfelmütze und Kerze schleicht bei Nacht zum Klo.

»Die letzte Packung«, flüsterte Magister Eichhorn, der in seiner ehemaligen Apotheke, seit einem Jahr verstaatlicht, als Ladenschwengel Dienst tun mußte, notgedrungen: Die Partei tat sich vorerst schwer mit dem Lateinischen. »Die prima Pillen aus dem Reich, sie gehen zu Ende. Und die Deutschen kommen nicht wieder, und die Amerikaner lassen auf sich warten. Dauert es noch lang, hilft kein Koprol mehr.«

Worauf der Onkel ihm über den Mund fuhr: »Was reden Sie hier für reaktionären Stuß zusammen, Genosse Apotheker. Schämen Sie sich nicht, unser volksdemokratisches Regime zu verunglimpfen? Sie werden am Galgen enden, Herr Magister, hier am Galgweiher vor Ihrer Nase, wenn Sie die imperialistischen Abführmittel so in den Himmel heben.« Sagte es, trat zum Tischchen beim Ausgang, goß glucksend Wasser

in einen Becher, hob ihn an die Lippen, führte die Pille an den Mund und schluckte sie nicht. Ohnehin bullerte es in den Därmen nach soviel Aufregung. Er stolzierte hinaus, Clemens benommen hinterdrein. »Kuno-Onkel, was war das, was soll das?«

Der Onkel sah sich unauffällig um: »Denk an eure russische Prinzessin Quastowa-Oberth aus Schäßburg. Die hat der roten Soldateska in Berlin auf dem Klavier höchstpersönlich zum Tanz aufgespielt. Wir müssen lernen, mit den Wölfen zu heulen.«

»Aber der Herr Eichhorn ist doch kein Wolf!«

»Ich heule ja gegen ihn.«

Die Kinder fuhren auf, als Kuno Rescher mit einem Knall die Türe zum Seitengang zurückschob, sich dort ans Fenster hängte und seinen Zeigefinger hinausstreckte, diesmal gegen Norden. Die aufgeregte Luft zerzauste seine buschigen Augenbrauen. »Seht die Burg von Lipova, dort auf der Bergnase, auf den letzten Ausläufern der Westkarpaten. Die Burg der Königin Isabella Zapolya. Nun beginnt die pannonische Tiefebene, gräßlich und endlos, bis Wien nichts als Horizonte, kein Berg, kein Hügel, nur kreischende Ödnis und hie und da ein Ziehbrunnen. Fangt euer Leben beizeiten an!«

Beim Namen Isabella war Clemens zusammengezuckt. Isabella ... Doch er zwang sich, nicht daran zu denken, sich allein und ausschließlich an das Wort zu klammern, an das Wort als leeren Klang.

»Hier auf der Burg Lipova hat die verwitwete Königin Isabella mit ihrem Söhnchen Johann Sigismund geharrt, daß man sie nach Siebenbürgen einhole. Denn letztendlich war vom Apostolischen Königreich Ungarn bloß ein Drittel Thrönchen übriggeblieben. Und darauf ein König auf dem Nachttopf. Wie selten kommt ein König zu Verstand. Im Endeffekt war das alles die Folge welcher verlorenen Schlacht, ihr Kinder?«

»Der Schlacht auf dem Amselfeld?« sagte Clemens zögernd.

»Falsch, ganz falsch! Dort haben hundertzweiundvierzig Jahre zuvor die Serben ins Gras gebissen. Nein, dies war die Schlacht bei Mohács, 1526.«

Clemens schlug sich an die Stirn: »Darum tröstet ein Ungar denjenigen, der einen Verlust zu beklagen hat, mit den Worten: ›Schweig, Bruder, bei Mohács ist mehr verlorengegangen.«

Der Onkel fiel ihm ins Wort: »Eben. Damals ging das ganze ungarische Königreich verloren, mit dem zwanzigjährigen König Ludwig II. an der Spitze. Der König ersoff im Sumpf samt Pferd und Schwert und Krone. Und am Abend tanzten die Türken auf ihren Kriegselefanten Malagamba-Conga. Christliche Kaiser und Könige jedoch zankten sich jahrelang um ein Ungarn, von dem kaum mehr als Siebenbürgen übriggeblieben war.

Endlich holten die Boten der siebenbürgischen Stände die Königin Isabella ein, dazu das Königsbaby mit seinem goldenen Nachtopf. Neunundneunzig Pferde allein für die zwei Majestäten; seht dort, blickt dorthin«, lockte der Onkel, wo nichts zu sehen war. »Und was denkt ihr, warum nicht hundert?« Doch keine neunundneunzig oder hundert Pferde konnten die Kinder aus den Gefilden des Schlafes wegholen, zum Nachdenken anregen. Nur Clemens überlegte kurz und sagte: »Neunundneunzig ist durch drei teilbar.«

»Genau! Du bist ein heller Kopf. Und warum durch drei? Und nicht durch vier?« Clemens schwieg.

»Wegen der drei Landstände. Wie haben die bei uns in Siebenbürgen geheißt?«

»*Unio trium nationes.*«

»Die drei Nationen, Nation jedoch als Landstand. Das waren die ungarischen und die Szekler Adligen und die sächsischen Bürger, Handwerker und Bauern. Dreiunddreißig Pferde für jede Nation.«

»Und was war mit den Rumänen? Das waren doch die vielen.«

»Die Rumänen? Die gab es unter diesem Namen nicht. Und soweit es sie gab, hat man sie übersehen, einfach nicht zur Kenntnis genommen.« Der Onkel blies Luft durch die Nüstern, als hätte er eine Pusteblume vor sich. »Ihr Adel, *nobilitas valachorum*, ist im Magyarentum aufgegangen. Und das Volk blieb verwaist, ein Volk von Leibeigenen, wie die Blumen auf dem Felde, ohne Geschichte, dafür wildwuchernde Mythen und Legenden. Aber lassen wir die Botanik.«

»Mach die Tür zu, es zieht ordinär«, maulte Konradine.

Doch der Vater ließ sich nicht beirren: »Siebenbürgen, das wir nun, Gott sei's geklagt, verlassen, dies Land des Segens, Land der Fülle und der Kraft, mit seinen kristallklaren Quellen und ozonhaltigen Triften, mit den stolzen Gipfeln der Karpaten und den kühlen Kirchenburgen ... Wir verlassen es, um im Hochofen des Banats an Leib und Seele dahinzuschmelzen, zu vergehen in Staub und infernalischen Hitzen. Das haben sich die guten Schwaben vor zweihundert Jahren eingebrockt, als sie sich zwischen Heide und Hecke niederließen, um versumpftes Land fruchtbar zu machen. Gewiß, tüchtig diese Schwaben und hitzebeständig wie Jenaglas. Aber ohne nennenswerte Geschichte, Agronomie ist geschichtslos. Dagegen wir Sachsen in Siebenbürgen: fast keine Agronomie, zuviel Lehmboden, aber hochschwanger vor Geschichte. Doch alles für die Katz: Sie liegen verstummt im Feld umher.«

Als die beiden Historiebeflissenen sich zurück ins Abteil setzen wollten, hatte Kuny sich ausgestreckt. Sie ruhte auf dem Rücken, lehnte den Hinterkopf an ihre sitzende Schwester und belegte die ganze Polsterbank. Die Hände hatte sie über dem Bauch zu Fäusten geballt, als wolle sie die Wärme zurückhalten.

Der Onkel kauerte sich gegenüber in die Ecke zu Füßen seines Sohnes Kunolf, Clemens aber hob Kunys Beine auf seine Handteller, schlüpfte unter die Beuge ihrer Knie und setzte sich mit steifem Rücken hin. Seine Windjacke, die auf den Boden gefallen war, breitete er über sich und das Mäd-